

AUS DEM LEBEN DER KIRCHE

Neue deutsche Selige

(II. Teil)

Schon in dieses Jahrhundert hinein ragen die beiden Gestalten aus der Steyler Missionsgesellschaft („Gesellschaft vom Göttlichen Wort“), ihr Stifter *Arnold Janssen* (1837–1909) und einer seiner ersten Chinamissionare, der Südtiroler (Ladiner) *Josef Freinademetz* (1852–1908). Sie werden am Missionssonntag dieses Jahres, am 19. Oktober, seliggesprochen. Es ist wohl kein Zufall, daß dieses Ereignis zusammenfällt mit der Hundertjahrfeier der Gesellschaft; am 8. September 1875 wurde das Missionshaus in Steyl eingeweiht. Um den Missionsgedanken, die Missionssendung der Kirche, gerade im Heiligen Jahr noch stärker herauszustellen, werden am gleichen Tag noch zwei weitere, für die neuere Missionsgeschichte der Kirche bedeutende Gestalten seliggesprochen: der Stifter der „Oblatenmissionare der Unbefleckten Jungfrau Maria“, Charles-Joseph-Eugène de Mazenod (1782–1861), Bischof von Marseille, und Maria Theresia Ledochowska (1863–1922, Schwester des 1942 verstorbenen Ordensgenerals der Jesuiten, Wladimir Ledóchowski), die sich durch die Gründung der Petrus-Claver-Sodalität (heute: Missionsschwestern vom hl. Petrus Claver) um die afrikanischen Missionen große Verdienste erworben hat.

Ein Bild der Heiligkeit des Stifters der Steyler Missionare *Arnold Janssen* zu zeichnen, zu sagen also, was ihn in besonderer Weise zum Vorbild des Strebens nach christlicher Heiligkeit, nach der vollkommenen Liebe macht, ist nicht leicht. Denn dieser Mann hatte gar nichts Besonderes, was im üblichen Sinn an Heiligkeit erinnern könnte, weder in seiner Person noch in seinem Lebenslauf. Gewiß ist sein Gründungswerk (die Steyler Missionsgesellschaft wie die beiden Schwesterngemeinschaften: die „Dienerinnen des Hl. Geistes“ = Steyler Missionsschwestern und die Steyler Anbetungsschwestern) eine bewundernswerte, weil ganz ungewöhnliche Leistung; es zählt heute insgesamt über 10 000 Mitglieder. Aher das ist für unsere Frage noch nicht entscheidend. Denn ein noch so großer Erfolg, auch im religiösen und kirchlichen Bereich, setzt nicht ohne weiteres ein entsprechendes Maß an Heiligkeit voraus. Dafür gibt es in der Kirchengeschichte genügend Zeugnisse. Was also hat die Kirche veranlaßt, Arnold Janssen das höchste Prädikat, das sie zu vergeben hat, Heiligkeit, zuzusprechen, ihn zum außergewöhnlichen Vorbild für christliches Leben hinzustellen, wo er doch nur ein ganz normales Leben geführt hat, wie es jeder Christ tun muß, der seine Pflicht ernst nimmt und aus dem Glauben lebt? Diese Frage ist um so mehr zu stellen, als der Gründer des Steyler Missionswerkes bezeugtermaßen nur eine Durchschnittsbegabung war und ganz offensichtliche Mängel aufwies, die die Zusammenarbeit mit ihm schwer machen konnten. Manche Zeitgenossen, Auswärtige und auch Mitbrüder, gingen in ihrer Kritik bisweilen hart mit ihm um. Der

vorzüglich belegte und nichts verschweigende Dokumentarband von Fritz Borne-
mann SVD¹ macht daraus kein Hehl: Er sei zwar fromm, aber übertrieben fromm
und zu streng in seinen aszetischen Forderungen, heißt es im Zeugnis eines Bis-
chofs; es fehle ihm die Klugheit, der Takt, die Diskretion, er könne die Menschen
vor den Kopf stoßen, kann man hören; er sei hartnäckig, unnachgiebig, von be-
stimmten Ideen nicht abzubringen, nehme keinen Rat an, dulde keine Kritik usw.
(95). Das ist zwar aus bestimmten Situationen heraus, zu bestimmten Zeiten ge-
sagt und kann einem Gesamurteil nicht standhalten, bzw. es ist im Zusam-
menhang mit anderen, von niemand bestrittenen vorzüglichen Eigenschaften zu sehen.
Immerhin hat der Stifter selbst um seine Fehler und Mängel gewußt und bis-
weilen ganz offen darüber gesprochen (459 u. ö.).

Aber das alles betrifft nur relativ äußere Dinge, die zum guten Teil mit dem
vorgegebenen Naturell (das niemand überspringen kann) zusammenhängen.
Merkwürdiger berührt in der Lebensgeschichte dieses Mannes folgendes: Eine
innere, gnadenhafte, bewußtwerdende Berufung und eine entsprechende Ent-
scheidung zu diesem oder jenem konkreten Lebensziel in der Nachfolge Christi
ist in seiner Entwicklung kaum festzustellen. Fast zufällig kam der junge Janssen
auf die Lateinschule seiner Geburtsstadt, die von den kirchlichen Stellen vor
allem für Kandidaten des Priestertums gedacht war. „Wenn Kaplan Ruiter nicht
den Weg zu Janssens in der Frauenstraße gefunden hätte, wäre Arnold wohl in
das Fuhrgeschäft und die Landwirtschaft des Vaters eingetreten und hätte das
Familieniveau nicht überschritten“ (11). Und auch später, als das Priestertum
als Berufsziel längst feststand, drängte es den Kandidaten offensichtlich nicht
sehr zur Weihe. Die philosophischen Semester in Münster und Bonn, die haupt-
sächlich der Mathematik und den Naturwissenschaften, seinen Neigungsfächern,
gehörten, wurden auf sieben ausgedehnt, denen nur vier Semester Theologie
gegenüberstanden. Er wollte Gymnasiallehrer werden, während ihm die Seel-
sorge weniger lag. Sein Kommunikationsvermögen, seine persönliche Kontakt-
fähigkeit waren wohl nicht sehr groß, ebensowenig aber darum auch sein pädago-
gisches Geschick, was keine besonders gute Voraussetzung für den Lehrberuf war;
sein Unterricht muß (wie seine Predigten) trocken und langweilig gewesen
sein (13. 15. 19. 75). Hier vermißt man auf den ersten Blick jene innere Führung,
jene Zielstrebigkeit, die den Heiligen so eigen ist. Janssen war ein Einzelgänger.
Einer ähnlichen Ungereimtheit zwischen dem eigenen Vermögen und dem ange-
strebten Ziel begegnet man noch einmal, als der Missionsgedanke auftrat. Auf
der einen Seite ist Janssen fest davon überzeugt, daß er selbst keinen Missions-
beruf habe (50), und dabei blieb er zeit seines Lebens; auf der anderen Seite
fühlte er sich trotzdem – nach anfänglichem Sträuben – immer mehr gedrängt, für
den deutschsprachigen Raum ein Missionsseminar zu gründen. Als Mann des
Schreibtisches und der Organisation wollte er missionseifrigen Weltpriestern die
Möglichkeit schaffen, ihrer Berufung nachzukommen. Dabei betonte er im Lauf
der Vorbereitungsarbeiten immer wieder, es solle ein Seminar für Weltpriester

¹ Arnold Janssen, der Gründer des Steyler Missionswerkes. Ein Lebensbild nach zeitge-
nössischen Quellen. Steyl 1970, 532 S. Die im folgenden in Klammern angegebenen Zah-
len beziehen sich auf dieses grundlegende Werk.

sein; in der praktischen Durchführung setzte er aber eine Ordnung durch, die strenger war als in einem *Orden*, und eine Spiritualität (evangel. Räte usw.), die sich von der Spiritualität der apostolischen Orden und Genossenschaften in nichts unterschied, was dann konsequenterweise schließlich auch zur Gründung einer Ordensgemeinschaft führen mußte. Eine geradlinige Entwicklung kann man das kaum nennen. Kein Wunder, daß darum auch manche Unklarheiten in der Zielsetzung und inneren Struktur des Steyler Missionswerkes mit seiner ungewöhnlichen Expansivität nach den verschiedensten Seiten hin blieben, die den nachfolgenden Generationen immer wieder einmal zu schaffen machten.

Aber genau wegen der hier skizzierten Eigenarten der Person und des Lebensganges von Arnold Janssen lohnt die Mühe und reizt es geradezu, das Eigene und Besondere der Heiligkeit dieses Mannes herauszufinden. Die niemals durchbrochene Gewöhnlichkeit seines Lebens und die vielen scheinbaren Zufälligkeiten beim Aufbau seines Lebenswerkes können wahrscheinlich eine ganze Reihe von Klischeevorstellungen christlicher Heiligkeit abbauen helfen.

Arnold Janssen wuchs in kleinen Verhältnissen auf. Er war das zweite Kind der Familie. Von den zehn Geschwistern starben drei schon bald nach der Geburt. Der Horizont des Jungen ging lange nicht über die Vorkommnisse in der Familie und des Landstädtchens Goch hinaus. Und noch den jungen Priester und Lehrer bewegten neben seinen naturwissenschaftlichen Interessen nur noch die kirchlichen Belange und Ereignisse; dem politischen und kulturellen Geschehen der Zeit, auch seines eigenen Landes, stand er ziemlich fern. Innerhalb dieses Horizontes spielte die Religion eine entscheidende Rolle. Janssen wuchs von früh auf wie selbstverständlich in den katholischen Glauben und seine Übungen hinein. Es war seine eigentliche und in zunehmendem Maße alles bestimmende Welt. Daher übernahm er – wie sollte es anders sein – unverkürzt die Glaubensvorstellungen und Frömmigkeitsformen seiner Zeit. Sie bestimmten auch das Leben und die Ordnung der jungen Missionsgemeinschaft. Erst auf äußeren Rat und Druck hin milderte er die ursprüngliche Strenge, etwa in Bezug auf Fasten und Abstinenz. Aber eine gewisse Rigorosität sowohl in Fragen des Glaubens wie der Moral, bzw. der theologischen und aszetischen Tradition hat er nie verloren, auch wenn er nach außen hin in dem einen oder anderen Punkt nachgab (nachgeben mußte); er selbst blieb sich treu. In alledem war aber nicht die Theorie für seine religiöse Haltung das Entscheidende. Er war ein Mann der Praxis und der gelebten Frömmigkeit. Bei aller Nüchternheit des Denkens und aller Vorsicht im Handeln war ihm die Welt Gottes, der Engel und Heiligen fast greifbar nahe. Sie trog nie; von dort holte er sich Rat und Hilfe. Die irdische Welt und ihre Ideale beurteilte er skeptisch und den Menschen hielt er für schwach; dieser bedurfte der ständigen Stütze durch Gebet und Entsagung, vor allem dann, wenn er sich Gott und seinem Reich ganz geweiht hatte.

Auf diesem Hintergrund und von diesen Voraussetzungen her ist nun auch sein Lebensweg zu beurteilen. Er besaß nicht die geistige Kraft, ein weitgestecktes Lebensziel zu entwerfen, und kam darum auch nicht auf den Gedanken, etwas Großes zu wollen, ja sich auch nur einfür allemal auf allzu bestimmte Ziele festzulegen. Er tat vielmehr Schritt um Schritt und erwartete im Vertrauen auf Gott,

der ihm Geborgenheit und Sicherheit schenkte, daß ihm schon jeweils klar würde, was er, dem göttlichen Willen entsprechend, zu tun habe. Dabei überstürzte er nichts; dafür sorgte schon die ihm eigene Vorsicht; er konnte in Geduld warten, bis die Stunde gekommen war. In dieser Veranlagung und religiösen Haltung zugleich liegt vielleicht der Grund für das oft scheinbar Zufällige oder das scheinbare Hin und Her seines Weges, was ihm selbst aber als das gerade hier und jetzt zu Tuende vorkam, weil es ihm nach reiflicher, von ständigem Gebet begleiteter Überlegung aufgegangen war. Wo das der Fall war, da hielt er mit Zähigkeit an der einmal getroffenen Entscheidung fest und ließ sich durch keinen Widerspruch und kein Hindernis davon mehr abbringen. Und da er sich wenig anderen, selbst den engsten Mitarbeitern, so mitteilen konnte, daß man seine Motive verstand, hat es ihm (und auch anderen) manchen Kummer eingebracht. Er ertrug es, auch wenn er wußte, daß man ihn kritisierte oder sogar – wegen seiner „Einfältigkeit“ – belächelte. Selbst hohen kirchlichen (römischen) Stellen gegenüber, mit denen er als Generaloberer immer häufiger zu verhandeln hatte, gab er sein Urteil nicht auf, konnte er Bitten abschlagen, wenn sie ihm dem Wohl der Genossenschaft oder eines bestimmten Werkes zuwider zu sein schienen. Er hat dafür manchen Tadel „von oben“ bezogen und machte sich zeitweilig bei entscheidenden Stellen nicht beliebt. In den meisten Fällen, in denen es zu Verstimmungen kam, habe sich seine Entscheidung später als richtig erwiesen, weiß man zu berichten (497 u. ö.). Darum wuchs auch mit zunehmendem Alter seine Autorität, innerhalb und außerhalb der Gesellschaft, nicht nur wegen des erstaunlichen Arbeitspensums und des Erfolgs, sondern weil man in ihm immer mehr den Mann des Gebetes, der Entzagung, des Dienens und auch den Vater der Seinen erkannte. So kann es nicht verwundern, daß bei seinem Tod die Anteilnahme groß und das Urteil über die religiöse Tiefe und die Lauterkeit seines Herzens einhellig waren. „Wir haben einen Gerechten zu Grabe getragen“, sagte der Ortsbischof in seiner Tischrede am Begräbnistag. „Möge der gute Geist, den der hochwürdige Stifter der Gesellschaft eingehaucht und eingepflanzt hat, der Geist des Glaubens, des Gebets und der Opferwilligkeit, immer in ihr lebendig bleiben!“ (499).

„Wir haben einen Gerechten zu Grabe getragen“, einen Mann „des Glaubens, des Gebets und der Opferwilligkeit“. Darin ist eigentlich schon das Entscheidende über die Heiligkeit von Arnold Janssen gesagt. Das Besondere dieser Heiligkeit ist, daß sie sich im Nicht-Besonderen, im Gewöhnlichen des Alltags entfaltet und fast verborgen hat. „Daß Heilige im unauffälligen Alltag am Schreibtisch und am Konferenztisch unter uns weilen können, war damals (und vielleicht auch heute noch) wenigen geläufig“ (499). Und doch ist gerade uns heute in dem schwerer gewordenen Alltag mit seinen vielen Verpflichtungen und Nöten ein solches Vorbild notwendig. Heilig werden im Annehmen seiner Grenzen, im Hinnehmen der Niederlagen, in der Sorge für andere, in den Schwierigkeiten des Zusammenlebens und -arbeitens: das ist dem Christen von heute in besonderer Weise aufgegeben. Es kann nur dem gelingen, der so aus dem Glauben lebt, wie der Gründer des Steyler Missionswerkes es getan hat, vor dem christlichen Geheimnis: der Heiligsten Dreifaltigkeit, des Göttlichen Wortes und des Heiligen Geistes.

Noch eine weitere Seligsprechung in diesem Jahr ist für Deutschland nachzutragen. Sie findet am Allerheiligenfest statt. Die neue Selige, *Schwester Maria vom göttlichen Herzen Drost zu Vischering* (1863–1899), ist von den bisher Genannten neben Arnold Janssen dem deutschen Katholizismus am bekanntesten. Ja sie wurde schon gleich nach ihrem Tod von allen, die sie gekannt, von ihr gehört oder gelesen hatten, als heiligmäßige Frau verehrt und als Fürbitterin angerufen. Die Ehre der Altäre schien ihr nach der Ansicht aller Kundigen sicher zu sein. Wußte man doch, daß ihr zweimaliges persönliches Schreiben an Papst Leo XIII. entscheidend mit dazu beigetragen hatte, den Papst zu bestimmen, die Weihe der ganzen Welt an das Heiligste Herz Jesu vorzunehmen. Im Zusammenhang mit der in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichenden Herz-Jesu-Verehrung in der Kirche wurde ihr Name oft genannt. Man bewunderte die nur 36 Jahre alt gewordene Ordensfrau aus vornehmem Geschlecht und von edler Gestalt, mit Intelligenz und Mut ausgezeichnet, voll frischer Natürlichkeit und glühender Innerlichkeit, nach vielen Seiten tätig und dabei eine ganz nach innen gewandte Mystikerin.

Steht sie vor der gegenwärtigen Generation, wenigstens der kirchentreuen Katholiken, noch so da? Man könnte es bezweifeln. Viele werden sich ihrer nur schwach erinnern, andere – insbesondere die Jüngeren – werden ihren Namen kaum kennen. Und auch dort, wo man, wie bei der kommenden Seligsprechung, auf sie aufmerksam gemacht wird und sich mit ihr beschäftigt¹, wird es u. U. nur wenige geben, die einen leichten Zugang zu ihr finden. Schon die Sprache ihrer Aufzeichnungen, ihrer Selbstbiographie und ihrer Briefe – die fromme Sprache des 19. Jahrhunderts – wird manche abstoßen. Aber auch ihr Lebenslauf – Erziehung und Behütung in einer überaus frommen gräßlichen Familie auf einem Schloß, einige Jahre in einem vornehmen Pensionat, der enge Rahmen einer Ordensfrau vom Guten Hirten – scheint für den heutigen Menschen mit seinen schwerer gewordenen Aufgaben in einer völlig veränderten Welt nicht gerade ein Vorbild abgeben zu können. Wenn die Mutter der Seligen bei einer Privataudienz Papst Leo XIII. auf eine entsprechende Frage zur Antwort gab: „Die Welt hat niemals ihr Herz berührt“², dann besagt das für viele heutige Christen u. U. wenig Überzeugendes, sondern erregt eher den Verdacht, daß sich einer zu sehr aus dieser Welt herausgehalten habe. Ist die hiesige Welt mit ihren Gütern und Werten, mit ihren Möglichkeiten und Aufgaben für den Menschen theologisch nicht sehr aufgewertet, heilsbedeutsamer geworden? Kann man sich den Weltaufgaben als Christ noch so leicht entziehen, wie es in der frommen Anschauung des vergangenen Jahrhunderts der Fall zu sein schien? Was also?

Um die Gestalt der Droste Vischering in ihrer Menschlichkeit und Heiligkeit dem heutigen Christen vorzustellen, müßte man wohl von den äußeren Gegebenheiten ihres Lebens, aber auch vom Zeitbedingten ihrer Frömmigkeit und

¹ An Biographien sind vor allem folgende zu nennen: Louis Chasle, *Schwester Maria vom göttlichen Herzen Drost zu Vischering*. Übers. von Leo Sattler OSB., Freiburg 1928; Max Bierbaum, *Maria vom göttlichen Herzen Drost zu Vischering. Ein Lebensbild*. Freiburg (Herder) 1966.

² Bierbaum, 252.

mancher ihrer religiösen Anschaungen einmal weithin absehen und das Gewicht auf ihre inneren Auseinandersetzungen legen, die sie kaum je verließen, auf das schmerzliche Suchen der ihr von Gott zugesuchten Berufung, das erst gegen Ende ihres Lebens zur Lösung kam. Maria vom göttlichen Herzen hat Zeit ihres Lebens zu intensiv über ihre Kräfte gelebt, bis der Leib schließlich allzufrüh zerbrach. In ihrer Kindheit und Jugend ein Wildfang, mehr Junge als Mädchen, allen abenteuerlichen Unternehmungen ihrer Geschwisterschar voran, die Freude ihrer Familie, war ihr anderseits ein tiefer Ernst mitgegeben, der in ihren Zügen (auf den erhaltenen Fotografien) unübersehbar zum Ausdruck kommt. Von daher erhielt ihre Religiosität – von tiefgläubigen und vorbildlichen Eltern grundgelegt –, durch innere Erlebnisse mit 15 Jahren schon voll erwacht, eine gewisse Radikalität, aber auch eine Zwiespältigkeit. Ein unersättlicher Tatendrang für Gott und sein Reich auf der einen, das ständige Verlangen nach Vereinigung mit Gott, dessen geheimnisvolle, unendliche Liebe ihr im Jesus des Sakraments unter dem Symbol des Herzens begegnete, auf der anderen Seite lagen miteinander im Streit. Bald hätte sie Missionar werden wollen, bald schien ihr ein kontemplatives Kloster der für sie von Gott bestimmte Ort. Die Entscheidung wurde wegen ihrer geschwächten Gesundheit um einige Jahre hinausgeschoben. Aber auch als sie nach Rücksprache mit ihren Beratern zu erkennen meinte, daß sie aufgrund ihrer Veranlagung das aktive und das kontemplative Leben miteinander verbinden müßte und im Kloster vom Guten Hirten zu Münster ihren Ort gefunden zu haben glaubte, brachen die inneren Kämpfe immer wieder von neuem auf und forderten ihre ganze Kraft: des Durchhaltens, der Geduld, des Vertrauens und der Hingabe heraus. In diesem ständigen Suchen, in dessen Leiden sie ihre Berufung zum Geopfertwerden für andere erkannte, wuchs sie in jene Einheit von äußerer Tätigkeit (die sie als Oberin in Porto über die Maßen in Anspruch nahm) und ständiger Zwiesprache mit dem einzigen geliebten Herrn hinein, die kaum noch unterscheiden ließ zwischen Arbeit und Gebet. Das schwere Rückenleiden der letzten drei Jahre ihres Lebens, das zu Lähmungen führte und sie ins Bett fesselte, hat diese Einheit zu einer Mystik von hohem Rang reifen lassen, in der schließlich alles nur noch um den Einen kreiste, dem sie sich bräutlich geeint wußte und dessen Erlöserliebe zu verkünden sie sich berufen wußte. Bis zum Schluß blieb sie die um alle besorgte Mutter ihrer Schwestern, die von arm und reich, vornehm und gering aufgesuchte Ratgeberin, ein ausstrahlender Mensch, der viel (bisweilen zuviel) von anderen verlangen konnte, aber auch alle etwas von ihrem Geheimnis ahnen ließ. Am Vigiltag des Herz-Jesu-Festes 1899, es war der 8. Juni, an dem Papst Leo sich bereitete, die Welt dem Herzen Jesu zu weihen, während der ersten Vesper ihres Konvents, nahm Gott sie im Herzen seines Sohnes zu sich. Zuletzt hatte sie noch ihr geliebtes Herz-Jesu-Bild angeschaut und das Sterbekreuz geküßt. Alle ihre Wünsche und Sehnsüchte waren erfüllt.

Friedrich Wulf SJ

Josef Freinademetz stammte aus einer kinderreichen Bauernfamilie. Er wurde am 15. 4. 1852 in Ojes, Gemeinde Abtei (Badia) im Gadertal – Südtirol, als

viertes von 13 Kindern geboren. Nach örtlichem Brauch erfolgte die Taufe noch am selben Tag; mit zwei Jahren wurde er gefirmt. Das Leben der Familie war stark geprägt von gemeinsamem Gebet und aktiver Teilnahme am Vollzug des Kirchenjahres. Josef entwickelte sich schon früh zu einem stillen und fröhlichen Kind; seine Intelligenz erkannten schon die Lehrer der ladinischen Volksschule im Heimatdorf. Sie empfahlen dann auch den Besuch weiterführender Schulen in Brixen. Anfängliche Schwierigkeiten wegen seines Heimatdialektes überwand F. mit Fleiß und Ausdauer. Auf dem Gymnasium in Brixen weisen die Noten ihn ständig als einen der besten Schüler aus. Er gefiel seinen Lehrern aber mehr wegen seines ruhigen, bescheidenen und frommen Wesens, und Mitschüler erinnern sich an ihn als stets hilfsbereiten, nie streberhaften Kameraden. Die Matura erlangte er mit Auszeichnung.

Der Übergang vom Gymnasium der Neustifter Chorherren in das Priesterseminar in Brixen (1872) vollzog sich offenbar als selbstverständliche und logische Fortsetzung der Ausbildung. Aus China schrieb F. später, er habe schon in der Gymnasialzeit um die Berufung zum Missionar gebetet. Im Priesterseminar eignete F. sich eine solide theologische Bildung an. Seinen Vorgesetzten fiel er derart angenehm auf, daß er schon ein Jahr vor Beendigung des Studiums zur Priesterweihe zugelassen wurde. Die Weihe empfing er am 25. 7. 1875. Wie schon die Vorbereitung auf die Weihe, so nahm er erst recht das Leben als Priester sehr ernst.

In Gewißheit seiner Berufung war eine seiner Hauptsorgen, dem Anspruch Gottes nicht gerecht werden zu können. Sein Einsatz in der Gemeindearbeit der Pfarrei St. Martin erschien ihm diesem Anspruch nicht zu genügen: Der Entschluß in die Mission zu gehen lag nahe, wenn er ihm wegen seiner Heimatverbundenheit auch nicht leicht fiel. J. Freinademetz nahm den Kontakt auf zu Arnold Janssen, der 1875 das erste deutsche Missionshaus in Steyl gegründet hatte. 1878 trafen sich Janssen und F. in Brixen. Im August des Jahres reiste F. nach Steyl, nachdem sein Bischof ihn freigestellt hatte.

Nach nur halbjähriger Vorbereitungszeit erfolgte im März 1879 die Aussendung von J. Freinademetz und J. B. Anzer, der später Bischof wurde, in die Mission nach China. Es war die erste Aussendung vom Missionshaus in Steyl. Die eigentliche Vorbereitung auf die Missionstätigkeit wurde „vor Ort“ gründlich nachgeholt, indem F. einem italienischen Pater als Begleiter zugeteilt wurde.

Pauschal betrachtet litt die Missionierung Chinas darunter, daß China in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts Zankapfel europäischer Kolonialpolitik war. Da Mission unter dem Schutzmantel der jeweiligen Protektoratsmacht erfolgte, lag für die Chinesen, die sich gegen imperialistische Bestrebungen wehrten, die Gleichsetzung von Kolonialherren und Missionaren auf der Hand. Darüber hinaus begegneten europäische Missionare – davon ist auch F. nicht auszunehmen – China und den Chinesen mit europäischem Überlegenheitsgefühl, das der Andersartigkeit chinesischer Religion und Kultur keinen Eigenwert zugestand.

1882 erhielten die Steyler einen eigenen Missionsbezirk in Süd-Schantung. Unter zwölf Millionen Einwohnern gab es dort eine Gemeinde mit 158 Katholiken. Die Wegeverhältnisse in dem Gebiet machten das Reisen zur Strapaze.

Dennoch oder auch deswegen setzte F. durch, als Wandermisionar zu den Menschen zu gehen, statt von einem Missionszentrum aus zu missionieren. Die politischen Unruhen sowie generelle Abneigung gegen alles Fremde behinderten die Arbeit des Missionars. Verdächtigungen und Verleumdungen waren sein Alltag; es kam auch zu inszenierten Pogromen mit körperlichen Übergriffen. Der Martyrtod aber, den F. erhofft und gleichzeitig befürchtet hatte, bleibt ihm jedoch erspart. Trotz solcher Rückschläge zeigt seine Mission Erfolg. Der Umgang mit den Chinesen ändert auch Fs. Bild von ihnen: F. lernt chinesische Sitte und Wesen zu schätzen und fühlt sich langsam selber als Chinese unter Chinesen.

Harte Rückschläge treffen F. und seine Arbeit dann als Folge des verlorenen Krieges Chinas gegen Japan. Geheimbünde (Boxer u. ä.) wenden sich mit Terror gegen alles Fremde. Die Missionare müssen sich in Sicherheit bringen oder gehen in den Untergrund wie F. Die Strapazen der Arbeit äußern sich in schweren Erkrankungen, aber auch ein Genesungsaufenthalt in Japan reicht nicht, die angegriffene Gesundheit wieder herzustellen. F. nimmt die Überlastungen an Arbeit wieder auf sich; deswegen bringt eine Typhusinfektion ihn fast an den Rand des Grabes. Dies alles ertrug F. leichter als die Enttäuschungen, die ihm Rückfälle von Bekehrten ins „Heidentum“ bereiteten.

Der Ausbau der Mission erforderte eine Anpassung der Organisation, unter anderem auch die Trennung von kirchlicher und gesellschaftlicher Leitung. Janssen ernannte daher F. zum Provinzial in China (1900). Sein Aufgabengebiet veränderte sich dadurch von der Volksmission mehr zur Betreuung seiner Mitbrüder. 1907 feierte die Mission ihr 25jähriges Bestehen. Der junge Bischof A. Henninghaus, der nach dem Tode Bischof Anzers (1903) zum Bischof geweiht worden war, reiste nach Europa, F. vertrat ihn. Nach einer anstrengenden Reise durch das Bistum kehrte F. im Oktober 1907 in die Zentralstation der Mission in Yen Chow Fu zurück, auf der in der Zwischenzeit Typhus ausgebrochen war. Bei seinem Einsatz dort infizierte sich der ohnehin Geschwächte. Mit dem Ochsenkarren fuhr er noch nach Taikia; dort starb er trotz ärztlichen Bemühens am 28. 1. 1908.

P. Freinademetz war nicht nur im Steyler Missionswerk ein Mann der ersten Stunde, er ist auch eine der herausragendsten Gestalten der ersten Jahrzehnte der Steyler China-Mission. Bischof Henninghaus schrieb nach seinem Tod, es sei ihm „die treueste Stütze, der beste Freund und Ratgeber entrissen, der frömmste Beter“¹. „Weit über die Grenzen seines Wirkungskreises hinaus war der Ruf seiner Tugenden, seiner Arbeiten und Mühen gedrungen, und wir alle zählen ihn zu jenen Männern, die am Aufbau der jungen Gesellschaft des Göttlichen Wortes und ihrer Werke durch Beispiel und Tat in erster Linie beteiligt waren“². Der neue Selige verband nicht nur einen hohen Grad ständigen Gebets („stun-

¹ F. Bornemann SVD, *Arnold Janssen, der Gründer des Steyler Missionswerkes*, Steyl 1970, 460.

² Bischof Henninghaus in seinem Nachruf, in: *Der ehrwürdige Diener Gottes Josef Freinademetz. Berichte aus der Chinamission*. Analecta SVD 27, Steyl 1973 (ordensintern), hrsg. von F. Bornemann SVD, S. 152.

denlang kniete er täglich vor dem Tabernakel³) mit einem unermüdlichen Wirken, sondern zeichnete sich dadurch aus, daß er trotz seines hohen Ansehens und seiner Beliebtheit bei den Mitbrüdern in den Christengemeinden immer im zweiten Glied bleiben wollte, nie nach einer Stellung strebte, sich selbst vergaß und für jeden, auch den unansehnlichsten und beschwerlichsten Dienst bereit war. „Seine Tür stand jedem offen, und er hatte für jeden wenigstens ein gutes Wort. Darum drängte sich denn auch vor seinem Zimmer fast immer ein Trüppchen Leute, die nur darauf warteten, bis er aus der Kirche oder von einer Besorgung zurückkehrte, um mit ihren Bitten und Anliegen ihn zu umringen“⁴. Seine geliebte Heimat hat er, der Sohn der Berge, schmerzlich vermißt. Aber Klagen gestattete er sich nicht. China war ihm zur Heimat geworden. Er war für alle eine Säule des Vikariats von Süd-Schantung.

Ferdinand Demes SVD

EIN ÜBUNG UND WEISUNG

Suche nach Lebenden — Verse von Nelly Sachs

Der meditative Grund der Begegnung der Religionen

Im Nachlaß von Nelly Sachs fand sich ein lyrischer Dreier-Zyklus: Suche nach Lebenden. Das erste der Gedichte möchten wir meditieren. Die beiden folgenden verdichten seine Erfahrungslinien von Schmerz, Tiefe und Prophetie. Aber beide brauchen als Zugang zum Verständnis unsere Verse:

Wir sehn aus dem Fenster
 Du und ich
 die gleiche Landschaft
 aber Du siehst ein † und
 ich einen Baum
 Wie weit mein Freund sind wir getrennt
 doch auch ein Kreuz ist gekreuzigt
 Vielleicht sind wir nah

Die Tanne hat eine Träne geweint
 in die Tischlerhand
 Ist sie tot?
 Bin ich abwesend so nahe meinem Grab?

³ Ebd. S. 160.

⁴ Ebd. S. 161.